

peinigt zusätzlich den schmerzenden Kopf. Rasch schließt er das Fenster und wankt zum Bett zurück, wo er sich stundenlang ausgestreckt und möglichst reglos der Folter ergibt. Der Kopfschmerz steigert sich ins Unerträgliche, so sehr, dass er meint, er müsse in ihm ertrinken und untergehen, bis alles verlöscht. Manchmal scheint ihm der Schmerz das wahre Leben zu sein. Alles, wofür er auf die Welt gekommen ist.

In der zweiten qualvollen Nacht, jener auf den Sonntag, türmt sich in seinem Schädel eine gewaltige Gewitterwolke auf, Blitze zucken, es ist ein Funkenflug, der jeden Nerv angreift, ein erbarmungsloses Pulsieren, als bohrten unzählige stumpfe Nadeln in sein Gehirn, es fühlt sich an, als wäre es geschwollen und als könnte der Schädel dem Druck der Hirnmasse nicht standhalten, als müsste er zersplittern. In solchen Momenten schreitet die Zeit nur noch äußerst zäh und langsam voran. Er muss abwarten, bis zu seiner Erlösung, dann wieder ist ihm, als wäre die Marter immer schon da gewesen und hörte nie auf. Am schlimmsten ist es in der Dunkelheit der Nacht, wenn er nicht einmal am Wandern des Schattens entlang der Wände die verstreichende Zeit beobachten kann.

Endlich, am frühen Sonntagmittag, nach zweiundvierzig Stunden Qual, hört jäh der Schmerz auf und weicht aus seinem Kopf, er hat sein Opfer ausreichend geplagt. Der Körper fühlt sich noch matt, betäubt und schwammig an. Ausgestreckt, benommen und abwartend liegt Friedrich Nietzsche auf seinem Bett.

Jemand klopft an die Tür. Viel zu laut, als dass er gleichgültig bleiben und nicht nachsehen könnte. Was will man nur von ihm? Kann man ihn nie in Ruhe lassen! Er hört Stimmen, die ihm bekannt vorkommen, und bringt ein klägliches »Ja, bitte!« hervor, quält sich hoch, drückt sich vom Bett ab, wankt vorsichtig zur Tür und öffnet sie einen Spaltbreit.

Zwei Männer treten ein. Er kennt sie und schaut verdutzt in ihre Gesichter, obgleich er mit ihnen hätte rechnen müssen, wusste er doch, dass sie kommen würden.

Paul Rée und Albert Brenner sind erst wohlgeant, dann aber erschrecken sie über den Anblick des Freundes. Mit zerzaustem Haar und aschfarbenem Gesichte steht er vor ihnen. Warum nur haben sie Nietzsche allein nach Genua reisen lassen? Sie hätten es sich denken können, wie sehr ihm die Reise mit all ihren Unannehmlichkeiten zusetzen würde. Kaum jemand weiß besser als Rée von den häufigen Migräneanfällen des geschätzten Freundes, von dem er jetzt aus einem so mitgenommenen Gesicht angeblickt wird. Immerzu fürchtet sich Nietzsche vor der nächsten Attacke, hindern sie ihn doch an seiner Arbeit, dem unaufhörlichen Ringen um klare Gedanken, an seinem Streben nach Freiheit. Bestimmt wurde der Anfall wieder durch zu viel Licht und Lärm ausgelöst. Zumindest scheinen die Qualen inzwischen von ihm gelassen zu haben.

Nietzsche schwankt durchs Zimmer zurück zum Bett und spricht leise, um keine Erschütterungen des Kopfes zu provozieren, aber er möchte unbedingt hinaus an die frische Luft. Er bittet Rée und Brenner, ihn zum Bahnhof zu begleiten, er wolle, nein, er müsse sich von jemandem verabschieden. Von wem genau, will er nicht preisgeben, und die Freunde fragen nicht nach, wollen ihn lieber schonen.

Gemeinsam verlassen sie das Hotel, doch schon nach wenigen Dutzend Metern wird Nietzsche dunkel vor den Augen, seine Beine drohen ihm wegzusacken. Er schafft es nicht. Sein Körper zwingt ihn, mit Rée und Brenner ein Café aufzusuchen. Dort notiert

er, wie es sich gehört, ein paar freundliche Zeilen an die ältere Dame, auch wenn er dabei an die junge denkt: Er wolle sich dafür entschuldigen, nicht zum Treffen am Freitagabend erschienen zu sein. Dabei habe er sich ein Wiedersehen sehr gewünscht. *Trotzdem kann ich es vor meiner Abreise nicht versagen, meine Freude über ein Zusammentreffen schriftlich auszusprechen, welches mich das doppelte Schauspiel sehen liess: eine hohe erreichte Cultur und ein hohes Streben nach Cultur. Ihnen und Fräulein von der Pahlen meine ergebensten Wünsche und Grüsse zum Abschied.*

Nietzsche steckt den Brief in ein Kuvert und beauftragt Rée, die Nachricht so rasch wie möglich zu überreichen. Ja, er habe richtig gehört, es handle sich um zwei Baroninnen, eine ältere, eine jüngere, Letztere mit einer Schmetterlingsspange im Haar. Er habe sie im Zug nach Genua kennengelernt und wollte sie wiedertreffen, aber Rée solle sich bitte beeilen, ihr Zug fahre in einer halben Stunde nach Pisa ab. Brenner werde ihn, Nietzsche, unterdessen zum Hotel zurückbegleiten. Er wolle sich lieber noch ausruhen und nichts riskieren, um morgen die Seereise antreten zu können.

Verwundert nimmt Rée den Brief entgegen. Sollte er eifersüchtig sein? Nietzsche hat also zwei Damen kennengelernt, die ihn offensichtlich beeindruckt haben. So etwas kommt nicht häufig vor. Gerne würde er nachfragen, aber das ist nicht seine Art, und Zeit bleibt ihm dafür auch nicht. So begibt er sich zum Bahnhof und weiß selbst nicht, ob er eher neugierig oder neidisch sein soll.

Während Paul Rée davoneilt, kehren Nietzsche und Brenner zum Hotel zurück. In seinem Zimmer setzt sich Nietzsche an einen Tisch und würde gerne ein wenig schreiben, schaut dann aber aus dem Fenster, sammelt seine Gedanken und beruhigt sich. Noch eine Nacht, noch ein Sonnenaufgang, ehe die Reise in den ersehnten Süden weitergeht. Was mag Brenner jetzt wohl treiben? Der Student hat ein Zimmer unter seinem erhalten, Rée den Raum nebenan.

Wie sich beim Abendessen herausstellt, hat der Freund die Baroninnen noch angetroffen und den Brief überreicht. Die Damen seien ganz überrascht gewesen, berichtet er. Sonst sagt er nichts weiter, verhält sich wie üblich diskret und lässt sich nichts entlocken. Manchmal ist seine Höflichkeit undurchschaubar.

In der Nacht liegt Nietzsche auf dem Rücken im Hotelbett, in sich versunken nimmt er die Geräusche von draußen nur wie aus weiter Ferne wahr. Alles klingt schon so anders als nördlich der Alpen. Er ist noch nicht in der Fremde, aber auch nicht mehr von allzu viel Vertrautem umgeben. Eine letzte Nacht, dann beginnt ein neues Leben, ein neues Zeitalter gar. Sein Atem geht ruhig, die Augen hat er geschlossen, seine Vorstellungen kreisen um die morgige Abfahrt. Er stellt sich das Dampfschiff vor, wie es, von der Morgensonne beschienen, verheißungsvoll im Hafen liegen wird, einladend und friedlich. Eine Weile wird er andächtig davor stehen bleiben, ehe er das Deck betritt. Dann fährt das Schiff hinaus, gleitet an einer sich entfernenden Küste entlang und lässt sie schließlich hinter sich. Die Wellen wogen auf und ab, der Himmel ist licht, so weit, so hoffnungsvoll offen. Eine Möwe kreist in der Luft, ein von der Sonne beschienener Vogel, der schließlich dem Schiff voran gen Süden entwischt, über das Meer schwebt, den Hafen, die Stadt und die hügelige Küste hinter sich lässt; kosmische Klänge ertönen, eine harmonische Symphonie entführt ihn und will ihn mitnehmen in

eine leuchtende Welt, wären da nicht vereinzelte Misstöne, die sich mehren und immer störender Gehör verschaffen. Es dauert, bis er bemerkt, dass sie aus seinem Innersten hervordringen. Es sind die dissonanten Töne einer überwunden geglaubten Vergangenheit, dirigiert von einem Mann, der wie aus dem Nichts heraus vor ihm steht, eitel, runzelig, gnomenhaft. Wie penetrant dieser Alte den Neuanfang stört.

Am nächsten Morgen, es dämmt bereits, erinnert sich Nietzsche kaum noch an seinen Traum, ihm ist, als hätte er im Schlaf einer unerhörten Symphonie gelauscht. Er steht auf, öffnet das Fenster, atmet die frische, laue Luft ein, kleidet sich an und geht gut gelaunt zum Frühstück, wo Rée und Brenner schon auf ihn warten.

»Haben Sie gut geschlafen?«, will Rée wissen.

»Mir ist, als hätte ich von einem alten Gnom geträumt«, gibt Nietzsche zurück, während er mit einem Hieb ein Ei köpft.

»Wagner spukt Ihnen noch im Kopf herum?«, erkundigt sich Rée.

»Ja, so ist es wohl, wäre ich doch bloß nicht zu den Festspielen in Bayreuth gefahren!« Aber er wolle nicht weiter darüber reden. Der Tag beginne vielversprechend, überhaupt werde nun ein neues Kapitel geschrieben. Jetzt zähle der gemeinsame Aufbruch und die Reise zur See. Zum Glück müsse man nicht mit dem Zug in den Süden fahren. Ein paar Kilometer seien zu ertragen, aber in einem Land wie Italien, wo man so bequem mit dem Schiff entlang der Küste reisen könne, werde sich die Bahn sicher nie durchsetzen.

Bald nach dem Frühstück folgt Nietzsche mit dem Lederkoffer in der Hand den Freunden hinunter zur Anlegestelle am Hafen. Der Dampfer, der sie fortbringen soll, ist ein stählerner Koloss, nicht allzu hoch, aber so lang, dass sich sein Ende dem Blick entzieht. Unzählige kleine, runde Bullaugen sind in Reih und Glied in die Bordwand eingelassen, zwischen einem großen und einem kleinen Mast dampft es ungeduldig aus einem Schornstein.

Nietzsche schwitzt unter seinem Hut, die Sonne steht schon hoch am Himmel. Fast stolpert er über ein Tau, grämt sich über die vielen durcheinanderschwatzenden Leute, die sich vor dem Dampfschiff zusammengedrängt haben wie eine Herde blökender Schafe. Gereizt stellt er sich mit Brenner und Rée in die lange Schlange. Das auch noch nach dem verpatzten Wochenende! Erst das Fräulein Isabelle verpasst, stattdessen die Migräne und jetzt diese Meute. Immerhin wird er gleich seine Kabine aufsuchen und sich ausruhen können.

Die Zugangsbrücke rasselt vom Schiff herunter, und die Schlange setzt sich langsam in Bewegung. Ein junger Mann trägt Nietzsche den Koffer unter Deck, wo ihm Rée und Brenner helfen, sich in der engen, dunklen Kabine zurechtzufinden. Er kann sich kaum drehen und muss sich bücken, so beengt hat er es noch nie gehabt. Nietzsche späht durch das Bullauge nach draußen, wo weiterhin unzählige Passagiere auf das Schiff drängen. Auch in der Kajüte ist die ersehnte Ruhe nicht zu finden, vom Gang her dröhnt unentwegt das Geschwätz zahlloser Menschen, Koffer werden wahllos hin und her gezerrt. Das rücksichtslose Geklapper will einfach kein Ende nehmen. Er flieht an Deck, das zum Glück fast menschenleer ist.

Als das Schiff ablegt, blickt Nietzsche von der Reling aus zurück nach Genua, das rasch zu einer Silhouette zusammenschrumpft. Allmählich verflüchtigt sich auch die endlos erscheinende Küste in der Ferne. Befreit atmet er die frische Seeluft ein und kneift die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. Endlich entfernt er sich vom Land und tritt die Reise auf See an, kann alles Alte hinter sich lassen, sich einem Schiff anvertrauen, hat unter sich nur noch die Tiefe des Meeres. Wenn er dann an einem anderen Ort ankommt, wird er den festen Boden einer andersartigen Welt betreten, um sein Leben von Neuem zu beginnen, sich an der Weite des südlichen Himmels erfreuend. Längst ist die alte Hafenstadt nur noch eine verschwommene Erinnerung, Wolkenbänder ziehen über den Himmel, hier und dort bricht die Sonne durch sie hindurch, Lichtflecken tanzen auf der Wasseroberfläche, Möwen kreischen in der Luft. Ein schwarzer Fleck segelt nah an seinem Kopf vorbei, verschwindet ebenso rasch, wie er gekommen ist. Vermutlich eines der kreischenden Viecher, das schon vom Ruß der Dampf Wolken verschluckt wird.

An die Reling gelehnt, spürt er, wie das Schiff über ein Meer gleitet, das wie ein großes Wesen ruhig zu atmen scheint. Wind kühlt wohltuend seine Wangen, die Sonne bricht erneut durch die Wolken, formt Schattenspiele, lichte und dunkle Flecken sind unscharf ineinander verwoben. Die schäumende, wogende Wassermasse wirkt hier, nahe am Schiff, bläulich, weiter entfernt grünlich, schließlich grau.

Das sanft wiegende Auf und Ab überträgt sich wohlig auf seinen Körper. Hin und wieder spritzt ihm Gischt ins Gesicht, als wollte ihn das Meer spielerisch begrüßen. Das zuverlässige Kommen und Gehen der Wellen beruhigt ihn. Er stellt sich einen Ort an der Küste vor, Strand, Wasser, Weite. Zuversicht steigt in ihm auf, eine vage Hoffnung auf Gesundung, auf klare Gedanken in angenehmer und anregender Gesellschaft. Fräulein von Meysenbug hatte so wohlwollend geschrieben. Sie sei nun bereit, ihre Wohnung in Rom zu verlassen und ein Opfer zu bringen, um eine echte Individualität, wie er sie verkörpere, zu retten. Sie schlug zunächst vor, einen kleinen Ort zu beziehen, vielleicht Fano an der Adria mit seinem gesunden Klima, den herrlichen Seebädern, primitiv billig sei es dort. Brenner habe sie schon eingeladen, aber auch für Nietzsche solle der Ort eine Heimat sein, wenigstens für ein Jahr. Er müsse im nächsten Winter von Basel fort, müsse sich ausruhen unter einem milderen Himmel, unter sympathischen Menschen, wo er frei denken, reden und schaffen könne, was seine Seele erfülle, und wo ihn wahre, verstehende Liebe umgäbe. Bedenklich stimme sie nur, dass es sich nicht um Rom handle, wo sie ihm so viel hätte zeigen können. Natürlich wäre es in Fano an der Adria ruhiger und das Klima zusagender, es sei, des Meeres wegen, frischer und anregender, aber es wäre eben nicht Rom. Fano war ihr erster Vorschlag gewesen, ehe sie auf Sorrent verfiel.

Ihre Zeilen kamen genau zur rechten Zeit, ohne die freundliche Einladung hätte Nietzsche nicht mehr gewusst, was er nach der vermässelten Atropin-Kur noch hätte tun sollen, damit seine Sehkraft und seine Gesundheit sich besserten. Der Präsident der Hochschule hatte seinem Wunsch nach einer Auszeit von der Lehrtätigkeit sofort entsprochen. So hatte er die Einladung annehmen und Fräulein von Meysenbug alsbald euphorisch mitteilen können, die Reise in den Süden solle für ihn ein Aufenthalt in